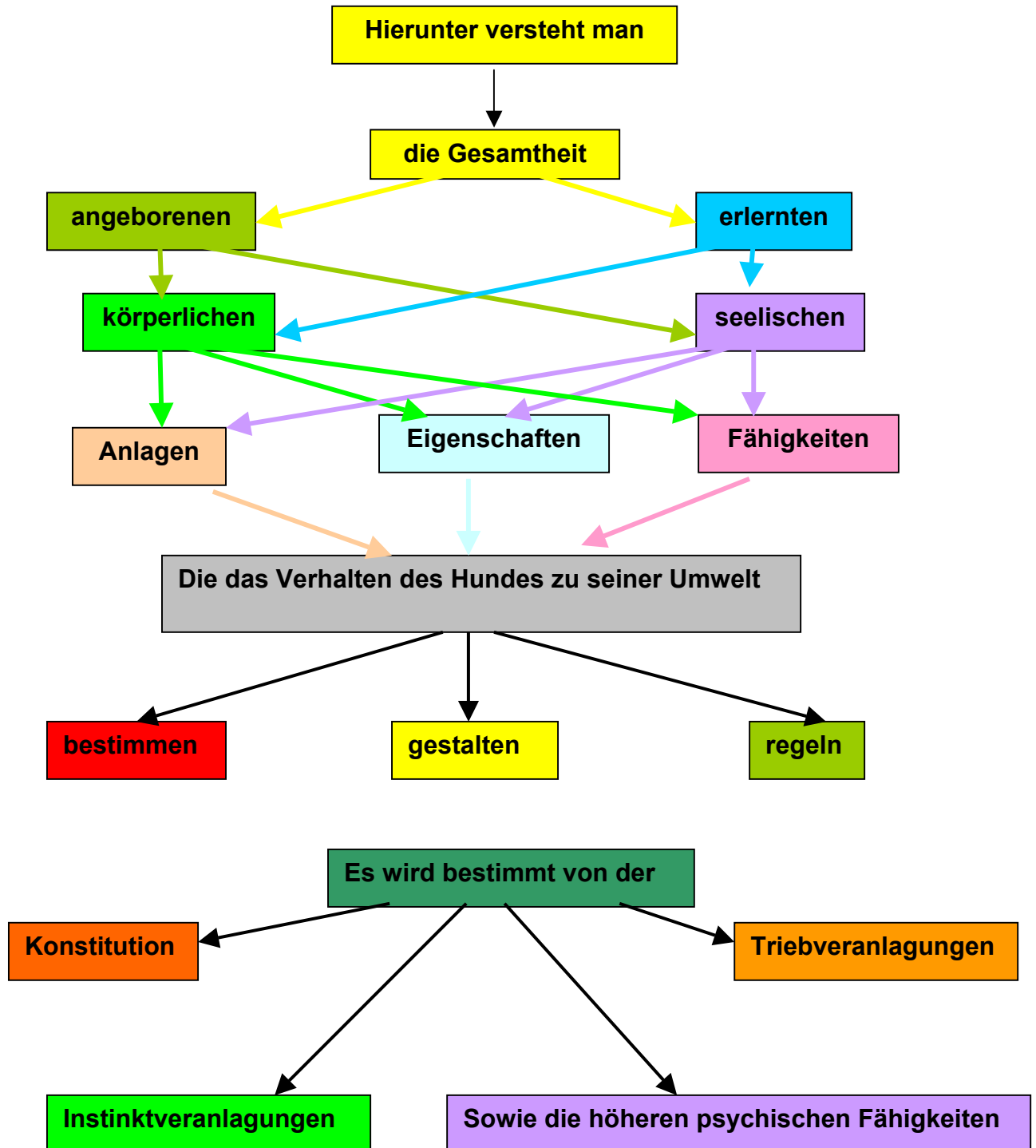


Das Wesen des Hundes



I. Die Konstitution

Die Konstitution äußert sich in der Reaktionsbereitschaft des Hundes und bildet die Grundlage des Temperaments , der Belastbarkeit und der Ausdauer.

Das Temperament

Es äußert sich in der psychischen Beweglichkeit und Reaktionsintensität auf die verschiedenen Umweltreize.

Ein Hund ist umso temperamentvoller, je lebhafter und reaktionsintensiver er sich gegenüber seiner Umwelt verhält.

Die Belastbarkeit

Diese wird althergebracht in den Begriffen:

1. Härte

ist die Fähigkeit, unlustvolle Empfindungen und Erlebnisse hinzunehmen, ohne sich im Moment oder auf die Dauer wesentlich beeindruckt zu lassen. Geringe Empfindlichkeit gegenüber - Schmerz – Strafe - Niederlage im Kampf.

2. Weichheit

ist die Eigenschaft, sich von unlustvollen Empfindungen oder beängstigende Erlebnissen stark und nachhaltig beeindruckt zu lassen.

untergliedert.

Die Eindrucksfähigkeit und das Erinnerungsvermögen des Tieres müssen hier jedoch getrennt bewertet werden und sind abhängig von der jeweiligen Motivationslage.

Die Ausdauer

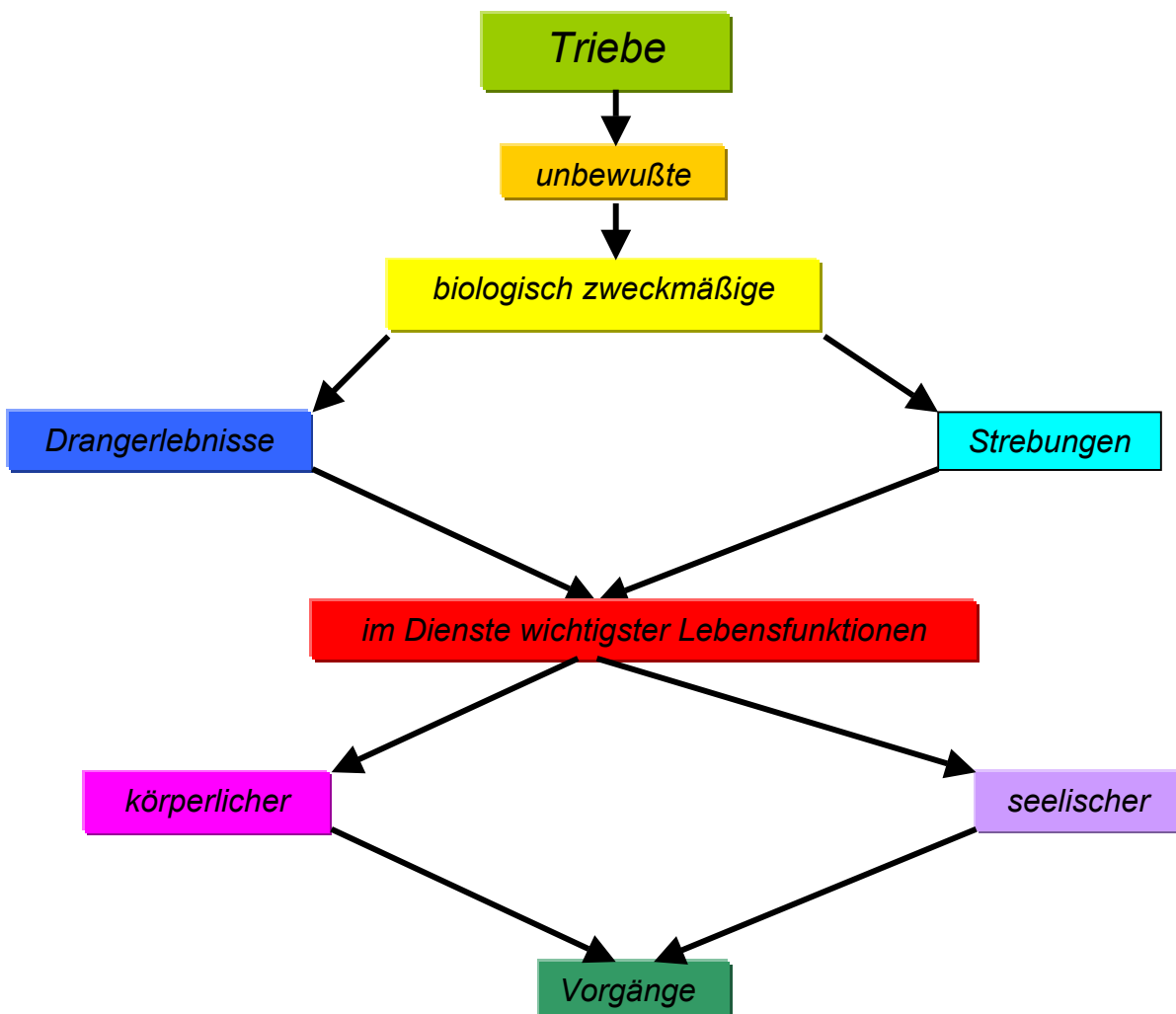
Sie beinhaltet:

- die Eigenschaft, Triebhandlungen zu Ende zu führen, ohne sich ablenken zu lassen und rasch zu ermüden
(auch: **Triebbeständigkeit**)
- die Fähigkeit, körperliche, psychische Anstrengungen ohne offensichtliche Ermüdungserscheinungen durchzustehen

II. Die Triebe

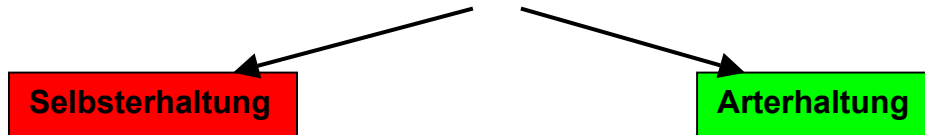
Verhaltensforschung und Psychologie: die auf Automatismen beruhende, das Appetenzverhalten auslösende, auf Abreaktion drängende und anschließend neu entstehende aktionsspezifische Antriebsenergie. Die innere Erregung dafür wird nach den Vorstellungen der modernen Verhaltenslehre fortlaufend zentralnervös produziert und staut sich auf (*Triebstau*).

Bei starkem Triebstau reicht schon ein schwacher spezifischer Reiz aus, der die innere Sperre über einen Auslösemechanismus beseitigt, um die Handlung ablaufen zu lassen (*Triebbefriedigung*).



Über die Triebveranlagungen setzt sich der Hund aktiv mit der Umwelt auseinander. Sie bestimmen den Ablauf und die Intensität von Erregungs- und Hemmungsphasen.

Alle Triebe lassen sich auf die beiden Grundtriebe



zurückführen.

Viele arttypischen und teilweise erlernten Verhaltensweisen wurden mit den nachfolgenden Triebbezeichnungen versehen:

- Jagdtrieb - Spürtrieb - Stöbertrieb - Beutetrieb - Bringtrieb - Bewegungstrieb - Betätigungstrieb - Spieltrieb - Fluchtrieb - Selbstverteidigungstrieb - - Meutetrieb - Geltungstrieb - Kampftrieb - Schärfe – Führigkeit - Schutztrieb - Wachtrieb – Heimkehrtrieb - - Geschlechtstrieb - Pflgetrieb - .

Für die Ausbildung sind folgende Triebbegriffe von Bedeutung :

1. Der Spürtrieb

Der Spürtrieb ist im Jagdtrieb vorankert und äußert sich

1. in der Bereitschaft, eine Tier - oder Menschenfährte aufzunehmen
2. in dem Bestreben, die Fährte mit tiefer Nase freudig und ausdauernd zu verfolgen

2. Der Beutetrieb

Der Beutetrieb gehört ebenfalls zum Funktionskreis der Nahrungsaufnahme und ist dem Jagdtrieb nahe verwandt.

Er äußert sich in dem Bestreben, Beuteobjekte zu fassen, festzuhalten und zu töten.

3. Der Bringtrieb

Der Bringtrieb ist das Bestreben, Beuteobjekte oder Teile von ihnen aufzunehmen, zu verschleppen, zu verstecken, zu vergraben oder zu bringen.

Jagd-, Beute- und Bringtrieb bilden einen Funktionskreis.

4. Der Bewegungs-, Betätigungs- und Spieltrieb

Der Bewegungs- und Betätigungstrieb wurzelt in der konstitutionellen und konditionellen Vorfassung des Hundes. Man bezeichnet damit den Drang, angestaute physische und psychische Energien in Form von Bewegung oder irgendwelcher Betätigung zu entladen.

Der Spieltrieb ist meist nur bei jungen Hunden bis zu 6-Monaten ausgeprägt vorhanden und zum Teil im Bewegungs- und Betätigungstrieb begründet.

5. Der Meutetrieb

Der Meutetrieb äußert sich beim Hund in dem Bestreben, sich zu einer Tier oder Tier - Menschengesellschaft zusammenzuschließen, an die er sich gebunden fühlt und in welcher sich seine auf die Meute ausgerichteten Triebe auswirken.

6. Die Führigkeit

Ist die Neigung, sich dem Ranghöheren innerhalb einer Meutegemeinschaft unterzuordnen, nachdem man dessen Autorität erlebt und respektieren gelernt hat.

7. Die Willigkeit

hierunter versteht man die Neigung gewünschtes Tun oder Unterlassen als Verhaltensweise anzunehmen und ist abhängig von der Intelligenz und der Aktionsbereitschaft des Hundes.

Der Aggressionstrieb

Einen eigenständigen Aggressionstrieb gibt es nicht. Aggressives Verhalten ist immer eine Reaktion auf äußere oder innere Reize, abhängig von der jeweiligen Erfahrung und Signalgesteuert.

Der fälschlich benutzte Begriff umfasst den reaktiven (7. Wehrverhalten) und den aktiven (8. Geltungstrieb) Bereich aggressiven Verhaltens.

8. Das Wehrverhalten

ist dem Funktionskreis des Aggressionsverhalten zugeordnet und kann sich mit vielen Funktionskreisen Überlagern.

Der Schlüsselreiz zum Wehrverhalten ist die Bedrohung des Hundes in physischer oder psychischer Art oder offene Aggression

Das Triebziel des Hundes ist die Erzeugung des Meideverhaltens beim Bedroher.

Das Wehrverhalten äußert sich in :

- Drohen - Fixieren - aggressive Abwehr - Zubeißen -

Die Motivation ist vom jeweiligen Funktionskreis abhängig:

- a. Nahrungsaufnahme - Beutebewachen, - verteidigen
- b. Sexualverhalten - Kinder- Haustiere- , Welpenbewachen
- c. Im sozialen Bereich dient es der Festlegung der Rangpositionen, der Wahrung von Privilegien, Verteidigung gegen Fremdes oder Notwehr (Angst beissen) .

Das Wehrverhalten (auch fälschlich „Wehrtrieb“) unterliegt nicht der reizspezifischen oder aktionsspezifischen Ermüdung, da es zur Gruppe der Selbsterhaltungstrieb zählt ,ist also ständig aktivierbar.

9. Der Geltungstrieb

gehört zum Bereich der sozialen Aggression und erreicht sein Triebziel im Flüchten, Ausweichen, in der Unterordnung und mitunter auch in der physischen Beschädigung oder im Töten des Konkurrenten. Sie dient der Gewährleistung eines ausreichenden Lebensraumes, bevor Nahrungsmangel die Population als Ganzes schwächt sowie/der sexuellen Selektion {Darwinismus}.

Dazu gehörende Verhaltensweisen sind :

- Droh- und Imponiergebärden
- Demuts- und Beschwichtigungsgebärden
- Territorialität
- Individualdistanz - Fluchtdistanz - Kritische Distanz
- Kampfformen wie Ergebnishaltung und Dominanzgebahren

10. Meideverhalten

Der Schlüsselreiz für den Hund ist der gleiche wie beim Wehrverhalten.

Das Triebziel, welches der Hund mit dem Meideverhalten erreichen will, ist die Erhaltung der persönlichen, körperlichen Unversehrtheit, die Feind- und Schädlichkeitsvermeidung, das Sich-in-Sicherheit-bringen vor bedrohlichen Ereignissen und Feinden.

Der Übergang vom Wehrverhalten zum Meideverhalten ist fließenden, da beide durch den gleichen Schlüsselreiz ausgelöst werden. Faktoren für eine Tendenz in die eine oder andere Richtung sind das Alter des Hundes sowie Umweltreize und Erfahrungen die Hund gesammelt hat.

10.1. Fluchtdistanz

Jedes Tier flieht vor einem überlegenen Gegner, sobald sich dieser über eine gewisse Entfernungsgrenze hinaus nähert. Die Distanz wächst in dem Grade, in welchem ein Tier den betreffenden Gegner fürchtet.

Es ist also der Mindestabstand, bis auf den ein artunterlegenes Tier den biologischen Feind an sich heranlässt ohne zu fliehen.

10.2. Kritische Distanz

Unterschreitet der gefürchtete Feind die Fluchtdistanz auf eine ebenso bestimmte, viel kleinere Entfernung stellt sich das Tier zum Kampf.

Die Unterschreitung der kritischen Distanz ist in der Regel nur in drei Fällen möglich :

1. der Feind überrascht das Tier
2. das Tier steckt in einer 'Sackgasse und kann nicht fliehen
3. Verteidigung der Brut

10.3. Individualdistanz :

Ist derjenige Abstand, auf den ein Artgenosse den anderen an sich heranlässt.

Sie ist ein Maß für den persönlichen Bekanntheitsgrad zweier Individuen oder für die Instinktstimmung und abhängig von letzterer.

Daher ist sie zum Beispiel zeitweilig zwischen gegengeschlechtlichen Artgenossen geringer, für gleichgeschlechtliche größer.

Der Kampftrieb

Einen eigenständigen Kampftrieb gibt es ähnlich wie den Aggressionstrieb nicht.

Unter dem fälschlich verwendeten Begriff versteht man:

die ererbte Freude am Kampf, der Wille zur Aufmerksamkeit und letztlich zur Angriffsfreudigkeit.

Er äußert sich in dem Bestreben, die eigenen Körperkräfte mit einem Rivalen oder Feind zu messen, sei es im Spiel oder im Ernst.

Der Kampftrieb steht dem Spiel-, Bewegungs-, Betätigungstrieb nahe .

Wesentliche Bestandteile sind :

- der Beutetrieb
- der erfolgreiche Einsatz von Wehrverhalten
- die soziale Aggressivität (Konkurrenzverhalten)

Die Voraussetzungen eines ausgeprägten Kampftriebes sind:

1. das Gefühl der physischen Stärke
2. die innere Sicherheit und Unerschrockenheit {Mut}
3. der Geltungstrieb
4. eine gewisse Härte
5. Ein ausgeprägtes Sexualverhalten

11. Die Schärfe

Ist die Eigenschaft des Hundes, - auf scheinbare oder tatsächliche bedrohlich Umweltreize aggressiv zu reagieren.

Es wird unterschieden:

1. unerwünschte Schärfe

ist im Meideverhalten begründet und ein Akt der Notwehr - Angstbeißer –

2. erwünschte Schärfe

basiert auf einem ausgeprägten Selbstsicherheit und Belastbarkeit, und einer angeborenen, leicht reizbaren, feindseligen Grundstimmung.

Der Schutztrieb

Ist die Bereitschaft, dem von einem Feind bedrohten Meutegefährten schützend beizustehen und ihn zu verteidigen. Er setzt Kampftrieb, Mut und erwünschte Schärfe voraus.

Einen derartiges Triebverhalten gibt es nicht.

Die Bezeichnung Mut ist ebenso im Verhältnis zum Hund fehlerhaft. Mut besteht nicht darin, dass man die Gefahr blind übersieht, sondern dass man sie sehend überwindet. Mut zeigt wer im Interesse anderer Gefahren bewusst übernimmt. Selbst bei der Wildform gibt es nur den Selbstschutz bei persönlicher Bedrohung ohne Fluchtmöglichkeit (siehe kritische Distanz).

III. Instinkt

/bezeichnet in Zoologie und Psychologie ein für eine bestimmte Spezies charakteristischen, angeborenen Verhaltensmechanismus, der koordinierte Bewegungsabläufe steuert. Durch Instinkte können Tiere auf ein breites Spektrum unterschiedlicher Situationen in geeigneter Weise reagieren. Bei diesem Verhalten handelt es sich in der Regel um recht verwickelte Reaktionsmuster auf bestimmte Reize, insbesondere im Zusammenhang mit Nahrungsaufnahme, Paarung, Brutpflege und Aggression. Bei jeder Spezies werden solche Verhaltensmuster im Verlauf der Evolution durch die Kräfte der natürlichen Selektion weiterentwickelt und verfeinert. Instinktverhalten ist von entscheidender Bedeutung für die Anpassung eines Tieres an seine natürliche Umwelt.

Oft unterscheidet man genau zwischen erlerntem und instinktivem Verhalten. In neuerer Zeit hat sich jedoch in der Wissenschaft allgemein die Ansicht durchgesetzt, dass solche Unterscheidungen nicht immer sinnvoll sind: Lernen und Instinkt sind verknüpft und tragen gemeinsam dazu bei, dass sich ein Tier in geeigneter Weise verhält.

Manchmal ist das Instinktverhalten schon bei einfachen Tieren sehr komplex. Ein Beispiel sind die bemerkenswerten Orientierungs- und Kommunikationsleistungen der Honigbiene. Eine Arbeiterin fliegt vielleicht einen halben Kilometer weit, um nach nährstoffreichen Blüten zu suchen. Als Richtungsanzeiger dient ihr dabei meist die Sonne, aber Bienen können sich bei mäßig starkem Wind auch dann orientieren, wenn die Sonne hinter Wolken verborgen ist. Hat die Biene eine gute

Nahrungsquelle gefunden, kann sie unter Berücksichtigung des Windes und der scheinbaren Bewegung der Sonne die Richtung zurück zum Stock berechnen. Ist sie dort angelangt, teilt sie den anderen mit einem Tanz mit, wo sich die Nahrung befindet; der Tanz liefert dabei Informationen über Richtung und Entfernung. Anhand dieser Informationen schwärmen nun andere Bienen zu der Nahrungsquelle aus. Bei dem ganzen Vorgang sind sowohl erlernte als auch genetisch festgelegte Verhaltensmuster von großer Bedeutung. Instinkte versetzen ein Tier in die Lage, sich mit manchmal sehr komplexen Verhaltensweisen an äußere Notwendigkeiten anzupassen, ohne dass es seine Reaktionen erst durch Ausprobieren lernen muss.

Welche Bedeutung Instinkte für das menschliche Verhalten haben, ist umstritten. Nach Ansicht mancher Fachleute gehen Verhaltensweisen wie Aggression und Territorialität teilweise auf Instinkte zurück. Andere sind überzeugt, dass diese Sichtweise durch die vorhandenen Befunde nicht gedeckt sind und menschliches Verhalten eine andere Qualität hat als das der Tiere. Es sollte daher aus der Tierverhaltensforschung nicht ohne weiteres auf den Menschen geschlossen werden. Offensichtlich beeinflussen aber manche Kräfte, die das Verhalten der Tiere lenken, auch Verhaltensweisen der Menschen.

Man kann den Begriff des Instinkts auch auf manche Konstruktionen anwenden, die Sigmund Freud und andere Begründer der Psychoanalyse formuliert haben. Nach Freuds Theorie gibt es Instinkte für Leben und Tod, und auch der Sexualtrieb ist im wesentlichen ein Instinkt. Diese besondere Verwendung des Begriffs *Instinkt* hat aber nichts mit der Art zu tun, wie er in der Verhaltensforschung benutzt wird.

Falsch ist die Formel, Tiere lebten nach dem Instinkt und Menschen nach dem Verstand. Der menschliche Säugling kommt, wie jedes Kätzchen, als reines Instinktwesen zur Welt.

Sein Verstand reift allmählich: solange das Kind noch nicht spricht, wie bei höheren Tieren, danach auf eine andere Weise mit dem Erlernen der Muttersprache und (hoffentlich) auf eine dritte sein tätiges Leben lang. Wäre ihm das Atmen, Husten und Niesen, Saugen, Schlucken, Verdauen usw. nicht voll angeboren, so wäre es längst erstickt und verhungert, ehe es Zeit gehabt hätte, das zu lernen. Sowie dem jungen Mauersegler die Federn ausgewachsen sind, stürzt er sich aus dem Nest erstmals kopfüber ins Luftmeer, vermeidet jeden Telegraphendraht und kehrt wohlbehalten heim. Müßten die Vögel fliegen lernen, wäre jeder beim ersten Ver-

such am Boden zerschmettert. Was man an artgemäßen Bewegungsweisen nicht sogleich nach der Geburt kann, das lernt man nicht, sondern man hat zu warten, bis die dazu nötigen Strukturen sich voll entwickelt haben; dann ist das ganze Vermögen plötzlich da, und erst indem man es anwendet, kann man hinzulernen. Auch das artgemäße Geschlechtsverhalten ist angeboren, obgleich es erst viel später ausgeübt wird, wenn die Keimdrüsen gereift sind und auch andere Drüsen ihre Botenstoffe im rechten Verhältnis ins Blut abscheiden.

So sind alle Instinkte angeboren. Ausgeübt aber werden sie nur bei rechter *Stimmung*, die Balz in der Brunst, Essen bei Hunger, Trinken bei Durst; Müdigkeit gehört zum Schlaf, Wut zum Kampf und Angst zur Flucht. Die Physiologie der Stimmungen ist bei allen Wirbeltieren einschließlich des Menschen die gleiche. Subjektiv gipfeln sie in den Affekten, die den Ablauf unserer Instinkthandlungen begleiten; dasselbe vermuten wir bei Tieren. »Sieh, wie lustig die Fische im Wasser springen«, sprach Tschuang Tse, »das ist die Freude der Fische.« Hui Tse sprach: »Du bist kein Fisch. Wie kannst Du der Fische Freuden kennen?“ Tschuang Tse sprach: »Ich kenne der Fische Freuden aus meiner Freude, ihnen von der Brücke aus zuzusehen.« Verstehen wir dies vor 2100 Jahren gesprochene Wort im Sinne der Stammesgeschichte wörtlich: wie ihr Plasma, ihre Chromosome unsere sind, so ist ihre Freude unsere Freude, und ebenso ihr Leid, ihre Angst, Wut, Ekel und Schmerz. Indem die Instinkthandlung am passenden Objekt affektgeladen abläuft, verzehrt sie die Stimmung. Der Hungrige ißt sich satt, der Müde schläft sich aus; so werden sie für neue Stimmungen frei. Stimmungen und ihr Wechsel, die sogenannte Stimmungshierarchie, sind der Instinktanteil des höchst komplexen Tatbestandes, den man Willen nennt.

Auf was für Objekte sich die Instinkthandlung richtet, das bestimmen die *angeborenen Auslösemechanismen*. Schon bei der ersten Darbietung trinkt der Säugling an der Mutterbrust; ist der Ersatz zu kalt oder unschmackhaft, so lehnt er brüllend ab. Das vom Menschen aufgezogene Rattenmännchen, dem man, sowie es geschlechtsreif geworden ist, als ersten Artgenossen ein brünstiges Rattenweibchen zeigt, paart sich mit ihm nicht viel anders als jeder erfahrene Rattenmann. Aber Weibchen gleich welcher anderen Tierart beachtet es nicht. Ihnen fehlen die Schlüsselreize, die in den angeborenen Auslösemechanismus passen wie der Schlüssel zum Schloß. So *sucht* ein Tier zeitlebens nach den Schlüsselreizen, die zum angeborenen Auslösemechanismus des soeben stimmungsgerechten Instink-

tes passen, bis es solche findet. Dann springt das Schloß auf, die Instinkthandlung läuft affektgeladen ab, die Stimmung erlischt. Bleibt aber die Suche, das sogenannte *Appetenzverhalten*, längere Zeit erfolglos, so kann der Trieb sich derart aufstauen, daß die Erregung durchbricht und die Instinkthandlung ins Leere abläuft oder sich auf Ersatzobjekte richtet wie beim Daumenlutschen oder Kaugummikauen.

Zu diesen ererbten Anteilen des Verhaltens, also den angeborenen Fortbewegungsweisen, den Richtmechanismen, Instinkten, Stimmungen nebst Affekten und angeborenen Auslösemechanismen, können neue Anteile hinzuerworben werden. Ähnlich wie die durchweg erbgleichen Zellen im sich entwickelnden Keim auf verschiedene Außenreize durch Ausbilden verschiedener Organe und Gewebe antworten, so *modifizieren Lernen* und *Erfahrung* im Laufe des persönlichen Lebens das ererbte Verhalten. Mindestens vom Regenwurm aufwärts handelt kein Tier rein nach Instinkten, sondern zugleich lernen sie, das heißt sie bauen in ihre angeborenen Auslösemechanismen weitere Sperrungen ein und fügen den ererbten maßigen wirksamen Schlüsselreizen erlernte hinzu. So gewöhnt sich das Küken sein anfängliches Picken nach Steinchen und den eigenen Zehen ab und lernt nur das zu schlucken, was gut schmeckt. Der angeborene Auslösemechanismus der Balzreaktionen erfordert eine Artgenossin; findet das Männchen eine, so kann er sie persönlich kennenlernen und will dann nur noch *seine* Frau, ebenso *sein* Revier und anderes mehr. Angeboren ist das Ausmaß dessen, *wieviele* einer lernen kann; die angeborenen Auslösemechanismen bestimmen zugleich, *was* er lernen kann; die Stimmungen endlich, *wann* er es am leichtesten lernt und behält. Bei den Menschen, die durch Selbstdomestikation so sehr erbverschieden geworden sind, sprechen wir in ähnlichem Sinne von Begabungen.

Höhere Tiere und unser noch nicht sprechendes Kind haben nachweislich anschauliche, wortlose Vorstellungen, Begriffe und Urteile, mit denen sie so spielen können, wie wir mit Worten. Statt in blindem Wechsel alle möglichen Handlungen durchzuprobieren, bis sich zufällig Erfolg einstellt, den beizubehalten dann schon eine Intelligenzleistung ist, probieren sie in Gedanken und handeln einsichtig ins Reine. Sie erinnern sich auch nur einmal begangener Wege, vereinigen sich zu gemeinsamem Handeln; kurz, ihr *unbenanntes Denken* erlaubt ihnen, weit mehr noch als bloßes Lernen, *direkte Anpassung* ihres Verhaltens an neue Außenbedingungen; es paßt zu seinem Gebrauch so wie jedes Organ zu seiner Leistung

und aus denselben stammesgeschichtlichen Gründen.

Der Mensch allein hat alle solche wortlosen Vorstellungen, Begriffe und Urteile *benannt*. So können wir besprechen und in Worten denken, was Tiere nur unbenannt bedenken können. Aber auch wir denken noch oft, genau wie höhere Tiere, Unbenanntes, ehe wir es in Worte fassen. Und paßte unser unbenanntes Denken, das wir von Tieren übernahmen, nicht zu seinem Gebrauche, so wäre auch unsere Sprache nichts nütze.

Nun *ist* aber jedes Wort nicht das, was es bedeutet, sondern nur dessen Symbol und auch das oft nur einseitig und mehrdeutig. Die Sinne erfassen von all dem, was physikalisch und chemisch um uns herum vorgeht, nur wenig; von diesem lassen die angeborenen Auslösemechanismen wiederum alles beiseite, was sie nichts angeht; und endlich erschöpft ein Name nie das volle Wesen des Benannten, sondern nur das, was der Benennende davon auffaßt; ein jeder kann demselben Ding andere Seiten abgewinnen. So sind die Sinne ein erstes, die Auslösemechanismen ein zweites, die Worte ein drittes Filter zwischen unserem Erleben und dem, was um uns vorgeht. Daher reden Menschen zuweilen aneinander vorbei und diskutieren im Leerlauf. Das ist ein Nachteil der Sprache. Ihr unermeßlicher Gewinn ist der, daß sie — stets im Verein und in ständigem Sichauseinandersetzen mit dem unbenannten Denken — die einzig dem Menschen vorbehalten Stufe des freien Geistesspieles begründet. Nur wir können unsre Instinkte beherrschen, sie zur Ruhe verweisen, anstatt, wie Tiere es tun, ihnen blind zu folgen. Nur wir können an ein höheres Wesen glauben, uns ihm und uns selbst verantwortlich halten, Kunst und endlich Wissenschaft treiben, die unserem Blickfeld das Universum, seine und unser aller Geschichte erschließt und erlaubt, für uns und unsere Nachkommen planend vorzusorgen.

Instinkte

erblich festgelegte Normen des Handelns
die durch einen oder mehrere Reize ausgelöst werden

Kette von bedingten Reflexen
(nervlich + hormonell bedingt)
die von Geburt an vorhanden
durch die Lebenserfahrung präzisiert werden

Veränderung ist
durch den Mensch
nicht möglich.
Lediglich eine Unterbrechung
der Abläufe.

Sitzt im Zwischenhirn,
wie die Gefühle

Nahtstelle
Mensch + Tier

Erbinformationen

Gedächtnis der Art

Jede Reaktion hat ordnenden Charakter

Angeborene
Im Gedächtnis verankerte Mechanismen
die das Verhalten der Tiere regeln

Appetenzverhalten

Bezeichnung in der Verhaltensforschung für eine Verhaltensweise, die in Gang gesetzt und aufrechterhalten wird, bis das Tier die Reize antrifft, welche die Endhandlung auslösen. Appetenzverhalten wird auch *Suchverhalten* genannt, ein Beispiel ist das Umherschweifen hungriger Tiere, bevor sie gezielt Beute jagen. Appetenzverhalten kann sehr variabel sein und verschiedene Verhaltensweisen in wechselnder Zusammensetzung aufweisen, bevor das in der Regel stereotype Endverhalten eintritt. Fortbewegungsweisen, Orientierungsreaktionen und auch erlerntes Verhalten können im Rahmen von Appetenzverhalten auftreten. Es wird durch seine Variabilität an verschiedene Umweltbedingungen angepasst und tritt bei hinreichend starker Motivation auch spontan auf. Ein weiteres Beispiel für Appetenzverhalten ist die Richtungsbewegung eines Beute fangenden Frosches, wenn er einem Insekt nachspäht und sich zu diesem hin bewegt. Das Endverhalten ist in diesem Fall das Zuschnappen. Das Suchverhalten kann auch völlig ungerichtet sein, hier wird durch erhöhte Aktivität lediglich die Wahrscheinlichkeit erhöht, auf irgendeinen Schlüsselreiz zu treffen. Erworbene Erfahrungen, aber auch angeborene Bewegungsmuster können im Appetenzverhalten auftreten.

Appetenzverhalten und Leerlaufhandlung

gelten als Hinweise auf die Spontaneität der den Erbkoordinationen zugrundeliegenden Antriebsmechanismen. Da die Tiere jedoch in der Phase des Appetenzverhaltens oder im Falle von Leerlaufhandlungen nicht von allen Außenreizen abgeschirmt sind, kann niemals mit voller Sicherheit ausgeschlossen werden, dass nicht doch schwache Auslösereize wirksam sind."

Neumann führt dazu weiter aus:

"Mit anderen Worten: Leerlaufreaktionen sind bisher experimentell nicht eindeutig nachgewiesen. Was in der Literatur als Beispiel für Leerlaufreaktionen genannt wird, sind ausschließlich vereinzelte Gelegenheitsbeobachtungen, die sich besser als Folge extremer Schwellenwerterniedrigungen deuten lassen. Es ist daher nicht erstaunlich, dass z.B. Aggressionsverhalten bisher niemals im Leerlauf beobachtet wurde."

Eine an verschiedenen Fischarten durchgeführte Untersuchung von Rasa ergab,

dass ein Tier, wenn es längere Zeit kein Aggressionsverhalten gezeigt hatte, sowohl eine zu-, als auch eine abnehmende Aggressionsbereitschaft zeigen kann. Je nachdem, was unter den jeweiligen ökologischen und sozialen Bedingungen nützlich ist. Einen generellen Aggressionsstau im Sinne Lorenz gibt es offenbar nicht. In Kurzfassung besagt das Prinzip der doppelten Quantifizierung dagegen, dass Verhalten auf Schwankungen, nicht Stauungen, der Handlungsbereitschaft zurückzuführen ist.

Innere Faktoren wie: Biorhythmik, Hormone, erlernte Verhaltensweisen, genetische Dispositionen und äußere, wie Populationsdichte, Nahrungsangebot, Klima etc. sind in komplexer Weise am Verhalten beteiligt.

IV. Die höheren psychischen Fähigkeiten

Sie umfassen das Lernvermögen und die Assoziations- und Kombinationsbegabung des Schutzhundes.

Es sind mehr oder minder ausgeprägte Anlagen, die sich bei der Ausbildung durch eine leichtere oder schwerere Lern- und Auffassungsgabe bemerkbar machen.

Die Intelligenz und das Lernverhalten des Hundes

Alles Leben auf der Erde entstand aus einer einzigen Zelle. Alle Chromosome sämtlicher heute lebender zelliger Organismen gehen in ununterbrochener Teilungsfolge auf die Chromosome der ersten Zelle zurück. Ebenso kontinuierlich ist das Zellplasma. Da endlich Vererbung Chromosomen- und Plasmageschehen ist, gelten die Vererbungsgesetze für alle Pflanzen, Tiere und Menschen gleich.

Aus der einheitlichen Abstammung alles Lebens folgt auch seine Vergleichbarkeit, z. B., daß wir Menschen mit der Nase riechen, mit Augen sehen, mit Ohren hören wie alle Wirbeltiere; daß wir wie alle Säugetiere, Haare und Zähne haben, als Säuglinge an der Mutterbrust Milch trinken; und Entsprechendes gilt für alles Verhalten auf vergleichbaren Stufen. Wir haben mit Tieren gemeinsam, also in demselben Sinne *von* ihnen wie unsere Chromosome und unser Plasma, unsere Sinne, unser Nervensystem und alles, was beide leisten, die Orientierung in Raum und Zeit, die Instinkte, Stimmungen bzw. Triebe, die Affekte, die angeborenen

Auslösemechanismen, die erblich festlegen, welche Außensituationen eine bestimmte Instinkthandlung adäquat auslösen, ohne daß wir dazu etwas vorher lernen müßten, ferner das Lernvermögen und endlich das

unbenannte Denken unbenannte Denken

Der Aufbau des Gehirns

PAWLOW bewies, daß die Rinde der Großhirnhemisphären der Sitz des Verstandes (der bedingten erlernten Reflexe) und das subkortikale (*unbewußt arbeitende*) Gebiet der Sitz der Instinkte und Gefühle (der unbedingten Reflexe, des Erbgedächtnisses) war.

PAWLOW konnte zeigen, daß es eine Wechselbeziehung zwischen Instinkten und bedingten Reflexen gab.

„Das obere „Stockwerk“ des Gehirns, der Sitz der Erfahrungen, „hemmt“, indem es sie analysiert und sinnvoll ordnet, die Tätigkeit des unteren, des Behälters und der Quelle der ererbten Eigenschaften“.

Ohne bedingte (d. h. erlernte) Reflexe hätte keiner der Instinkte seine Wirkung sinnvoll entfalten können. Aber auch der „Verstand“ allein wäre machtlos gewesen, hätte er nicht auf die im Urgedächtnis der Instinkte gespeicherten Urerfahrungen, Impulse und Hemmungen zurückgreifen können.

Dieses „Urgedächtnis“ speichert die unabdingbaren Grundlagen der Lebensreaktionen schlechthin. Sie sind *sofort*, d. h. bereits bei Geburt vorhanden und müssen nicht erst durch Erfahrung gelernt werden. Ihr Nichtvorhandensein schloße ja tatsächlich jeden weiteren Lernvorgang aus, da das Lebewesen ohne diesen Grundvorrat an Erfahrung so grobe Fehler machen würde, daß es innerhalb kürzester Zeit bereits ausgelöscht worden wäre. Verstand und Erfahrungen bestimmen aber Maß und Ziel je nach der Leistungsfähigkeit, die das Gehirn sowohl erbt, wie auch erworben hat.

Der „**Sitz der unbedingten Reflexe**“ ist zugleich auch der „**Sitz der Gefühle**“. Welche gewaltigen Kräfte werden hier aufgeboten, um die Kraft des Verstandes zu überbrücken; wieviel Verstandeskräfte sind zu mobilisieren, um Herr der Gefühle

(Angst, Wut, Angriffslust, Fortpflanzungstrieb, Hunger usw.) zu bleiben. „Rasend vor Zorn und Schmerz“, „außer sich vor Angst“ sein.

Hier ist auch die Nahtstelle, wo sich Mensch und Tier sehr nahe sind. Bedingt durch den anderen Aufbau der „zuoberst“ liegenden Gehirnteile hat der Mensch seinen ererbten Urerfahrungen, Kraft seines „Verstandes“, ein erheblich größeres Gegengewicht entgegenzusetzen als der Hund. Im Bereich des Gefühls aber kann der Mensch sehr klar „nachempfinden“ und verstandesmäßig erfassen, was in dem Hund vorgeht. Umgekehrt hat der Hund auch die Fähigkeit, die „Gefühlslage“ des Menschen richtig zu interpretieren.

Das Gehirn, ursprünglich (und noch heute bei „niederen“ Tieren) *sozusagen* ein Ende des Rückenmarks, hat sich regelrecht in verschiedenen „Etagen“ aufgebaut. Die älteren Gehirnteile erfüllen die vegetativen Aufgaben des Organismus. Sie koordinieren Atmung, Kreislauf, hormonelle Regelung und sind die Instanz, die die verschiedenen Reizschwellen bedarfsgerecht (Hunger, Durst, Müdigkeit) erhöht oder absenkt. Darüber entwickelten sich schichtweise immer weitere, verbesserte Stufen des Gehirns, die miteinander korrespondieren.

Wenn Menschen einen neuen „Prototyp“ konstruieren, wird ja jedesmal ein völlig neues Konzept gestaltet. Anders verfuhr die Natur mit der „Entwicklung“ des Gehirns. Bei jeder neuen Stufe blieb, was sich bereits bewährt hatte, erhalten. Die Meldungen des unteren Hirnstamm gehen also nun an das darüber befindliche Zwischenhirn weiter.

Das **Zwischenhirn** ist etwas wie das „**Gedächtnis der Art**“ und zugleich die **Sammelstelle der Informationen**. Dort ist als fertiges Programm gespeichert, was sich in Hunderten von Generationen bewährt hat: Verhaltensabläufe, Bewegungskoordinationen. In diesem Gehirnteil ist auch das „Bild“, das jede Art von der Welt hat, festgelegt; ohne dies erst lernen zu müssen, werden „Freund“ und „Feind“ oder „Beute“ an bestimmten Merkmalen, den Schlüsselreizen erkannt; ein derartiger Schlüsselreiz genügt, um sofort den vollständigen und richtigen Verhaltensablauf auszulösen. In diesem Fall handelt das Tier aber noch nicht als *Subjekt*; es ist zwanghaft daran gebunden zu tun, was sein Gehirn ihm befiehlt.

Den Schritt in die freiere Entscheidung, den Schritt zum handelnden Individuum, ermöglichte erst die nächste Gehirnstufe das Großhirn. Während Hirnstamm und Zwischenhirn vollgepackt mit Informationen und Programmen sind, die sich im Laufe eines Lebens *nicht* verändern lassen, ist das Großhirn „unbeschrieben“. Es

kann nicht nur, es *muß* im Laufe der Entwicklung eines Tieres erst die entsprechenden Informationen bekommen.

Dies ist der Teil des Gehirns, bei dem sich, in der „sensiblen Phase“, die entscheidenden Veränderungen festschreiben der aber auch später noch nahezu unbegrenzt aufnahmefähig ist.

Diese schrittweise Entwicklung des Gehirns läßt sich auch daran ablesen, wie der Informationsfluß, die verschiedenen Reize, weitergeleitet werden. Der große Sammelplatz ist das Zwischenhirn, von wo aus die entsprechenden Impulse umverteilt werden; während die Umrechnungsstelle Großhirn die automatenhaften, angeborenen Verhaltensweisen sinnvoll und abgewogen einzusetzen hilft, weil hier, durch den Schatz des erlernten Wissens, das Erbgedächtnis ergänzt wird.

Daß die Hierarchie des Gehirns von „unten“ nach „oben“ gestaltet ist, wird am praktischen Beispiel deutlich: Während ein Hund ohne Großhirnrinde noch zu geringen, reizbedingten Umweltreaktionen fähig ist, da diese bei ihm noch nicht vollständig von der Großhirnrinde übernommen wurden, ist das Gehirn des Menschen so weit spezialisiert, daß er ohne Großhirnrinde absolut reaktionsunfähig ist. Was man bei einer Narkose erleben kann, bei der nach und nach die Gehirnteile etagenweise „abgeschaltet“ werden.

Jede sichtbare Handlung ist *wirkendes Verhalten*, also eine *Verknüpfung von (angeborenen und erlernten) Reflexen*. Um sie verstehen zu können, muß man nach der die Handlung auslösenden Ursache fragen, da beim Aufzählen der verschiedenen „Reflexe“ letztlich ihre Bedeutung innerhalb eines Verhaltensablaufs nicht zureichend erklärt, sondern nur beschrieben wird.

Eine *Reflexbewegung* ist lediglich eine *Eigentätigkeit eines Organs* auf einen *Reiz* und mehr oder weniger unabhängig sowohl vom Willen als auch von einer bestimmten Situation. Sie reicht nicht aus, um ein Tier auf die verschiedensten Umweltereignisse *sinnvoll* reagieren zu lassen.

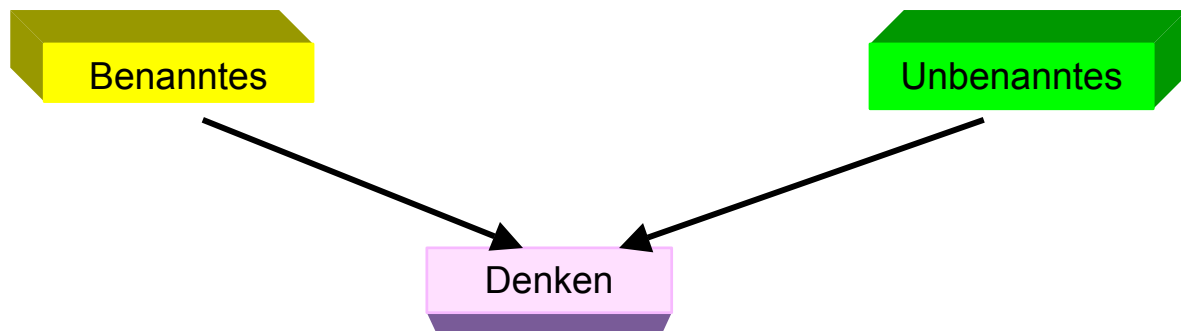
Daher ist eine sinnvolle *Handlung* immer die *Antwort des gesamten Organismus* auf eine *Situation* und keinesfalls die Reaktion nur eines Organs auf einen *Reiz*. In einer Handlung sind sowohl angeborene als auch erworbene Verhaltensweisen vereinigt.

Die *Situation* hat nicht nur den einfachen Charakter eines von außen wirkenden Reizes. Sie schließt auch den Zustand des Individuums selbst mit ein und hat so auf *mehrfache Weise Aufforderungscharakter*; sie betrifft daher auch nicht ein einzelnes Organ, sondern berührt das *gesamte* Individuum.

Beim Hund (ebenso beim Menschen) sind die Verhaltensweisen keinesfalls ein starres, stereotypes Reflexgefüge. Vielmehr bedient sich das Individuum ihrer sinnvoll, ähnlich dem Gebrauch eines Werkzeuges.

Daher ist eine Verhaltensweise etwas dem *Denken* ähnliches. Das Tier bestimmt vom *Ziel* her, welche Mittel es in einer bestimmten Situation einsetzen muß.

Auch dem Denken des Menschen liegen bestimmte Programme und ähnliche physiologische Abläufe zugrunde.



Operieren mit Vorstellungen, Begriffen und Urteilen, die auf Anschauungen beruhen, aber keine Namen tragen, weil eine Wortsprache fehlt nennen wir **unbenanntes Denken**. Nur wir Menschen haben seine Elemente für unseren Gebrauch benannt, nur wir sprechen. Aber wenn wir wissen, was wir sagen wollen, haben wir es uns zunächst mindestens teilweise unbenannt ausgedacht. Dieses unbenannte Denken ist, auf vergleichbaren Stufen, dem der höheren Tiere gleichzusetzen.

Soweit wir heute wissen, sind wir Erwachsenen im rein unbenannten Denken über Dinge, die auch Tieren wichtig sind, Tieren nirgends überlegen; manchmal aber, z. B. beim Weg-Finden, bleiben wir weit hinter ihnen zurück. Genau wie ein Tier denkt das kleine Menschenkind anfangs rein unbenannt. Es kennt die Flasche und

den Teddybären lange, ehe es lernt, daß wir "Flasche" und "Teddy" dazu sagen. Nachdem es das gelernt hat, holt es dergleichen auf den Wortbefehl herbei. Erst wenn es unter Umständen viel später selber Flasche und Teddy sagen kann, ist es seinerseits imstande, sie zu erbitten.

Wortbefehle zu befolgen lernen z. B. auch Hunde, Elefanten und Delphine.

Ein tüchtiger Graupapagei spricht bis -100- Worte.

Sehr begabte Hunde können etwa -50 - Wörter mit bestimmten Handlungen verbinden.

Doch noch kein Tier hat je aus zwei getrennt gelernten Worten spontan einen neuen sinnreichen Satz gebildet; das kleine Kind tut das schon, wenn es erst ganz wenige Worte spricht. Beim ersten tatsächentreuen Zweiwortsatz wird seine Überlegenheit über jedes Tier endgültig deutlich.

Das Tier benennt nicht, aber es denkt unbenannt. Sein unbenanntes Denken *paßt* zu seinem Gebrauch wie jedes Organ zu dem seinen und aus denselben Gründen. Nur wir Menschen haben, indem wir zu sprechen begannen, sowohl in unserer frühen Kindheit wie auch in unserer Stammesgeschichte eben die Elemente unbenannten Denkens, die wir mit Tieren gemeinsam haben, benannt. Deshalb *paßt*, ebenso wie tierisches unbenanntes Denken, auch unsere Sprache zu ihrem Gebrauch für die Wiedergabe von Umweltdingen und dem, was in uns vorgeht. Aber zugleich hebt uns die Sprache, die die Tiere nicht haben, weit über jedes Tier hinaus. Denn nun beginnt ein ständiges Wechselspiel zwischen unbenanntem und benanntem Denken, ein unaufhörliches Geben und Nehmen beider, wobei ein einziges neues Wort den Rahmen oft geradezu explosionsartig erweitert. Bewußtheit seiner selbst, Macht über die eigenen Triebe, Verantwortlichkeit, Pflicht und Willensfreiheit, Sittlichkeit, Religion, Kunst und, als weitaus jüngstes, Wissenschaft sind Vorrechte allein des sprechenden Wesens. Immer aber und überall ist unbenanntes Denken dabei; zugleich können weit tiefere, ja tiefste Wesensschichten mit anklingen. Oft berät uns unser Herz besser als Worte, die ja zu ihrem Gebrauch immer nur soweit passen, als sie eindeutig sind und am rechten Platze stehen.

Wer den Mund auftut, soll wissen, was er sagen will - nicht als auswendig gelernte Predigt, mindestens aber unbenannt. Je nach dem Partner, dem er sich zuwendet, wird er dasselbe Unbenannte in sehr verschiedenen Sprachen sagen, und hat er's gesagt, dessen merken, daß es nie ganz zutreffende, nie voll erschöpfende Worte waren; daß das Beste wieder einmal ungesagt blieb; daß die Worte doch nur wie ein Schleier vor dem unbenannten Bilde sind, das uns vor dem inneren Auge steht, nie aber das Bild selbst. Und das Bild ist noch lange nicht Wirklichkeit.

Gesagt —————> bedeutet noch lange **nicht gehört**
Gehört —————> bedeutet noch lange **nicht verstanden**
Verstanden —————> bedeutet noch lange **nicht einverstanden**
Einverstanden —————> bedeutet noch lange **nicht behalten**
Behalten —————> bedeutet noch lange **nicht beibehalten**

Über all dem Köstlichen, das wir der Sprache verdanken, die uns erst eigentlich zum Menschen machte, wollen wir das alte unbenannte Denken nicht vergessen, das wir Tieren verdanken und mit ihnen teilen, das unser Denken der Erde verhaftet, auf der wir stehen, und das in allem Irdischen der Prüfstein ist, an dem das Wort sich erprobt.

Der Hund ist auch in der Lage bestimmte Ideen zu entwickeln:

Bringen der Leine

Öffnen der Tür - wenn er raus will

Bringen der Schüssel - bei Hunger und Durst

Stellt man den Hund vor ein Problem, daß speziell seinen Selbsterhaltungstrieb anspricht,

- Hunger
- Durst
- Angst

ist er oft in der Lage eine angemessene Lösung zu finden.

Lernvermögen

Darunter wird die Fähigkeit verstanden, das ein Hund seine Reaktionen auf Umweltreize adaptiv verändert.

Heute gehen Ethologen davon aus, dass Tieren ein großer Teil ihres Verhaltens angeboren und damit instinktiv verfügbar ist. Verschiedene Handlungsketten sind bereits in den Genen programmiert. Es ist schwierig zu bestimmen, welchen Anteil, das Lernvermögen, die Erziehung und die Abrichtung an den intelligenten Handlungen den Hundes haben. Man nimmt an, daß genau wie beim Mensch die Intelligenz zu 52% von der Erbanlage und zu 49 % von der Umwelt abhängen.

Tiere die völlig "betriebsfertig" geboren werden, müssen ein großes, vollständiges Verhaltensinventar mitbringen. Sie haben keine Zeit, es erst zu lernen. Je länger die Reifezeit einer Tierart ist, umso größer ist sowohl ihr Entwicklungsrückstand, als auch ihre Lernfähigkeit, und umso weniger stereotyp wird später ihr Verhaltensrepertoire sein. Das Wichtigste in ihrem Leben ist, daß sie sehr viel lernen müssen und, was entscheidend ist, auch lernen können.

Welche wesentlichen Lernformen haben wir?

- *Habituation (Gewöhnung) oder Sensibilisierung*

(gelten als nicht-assoziative Lernformen)

- *Klassische Konditionierung*

- *Operante Konditionierung*

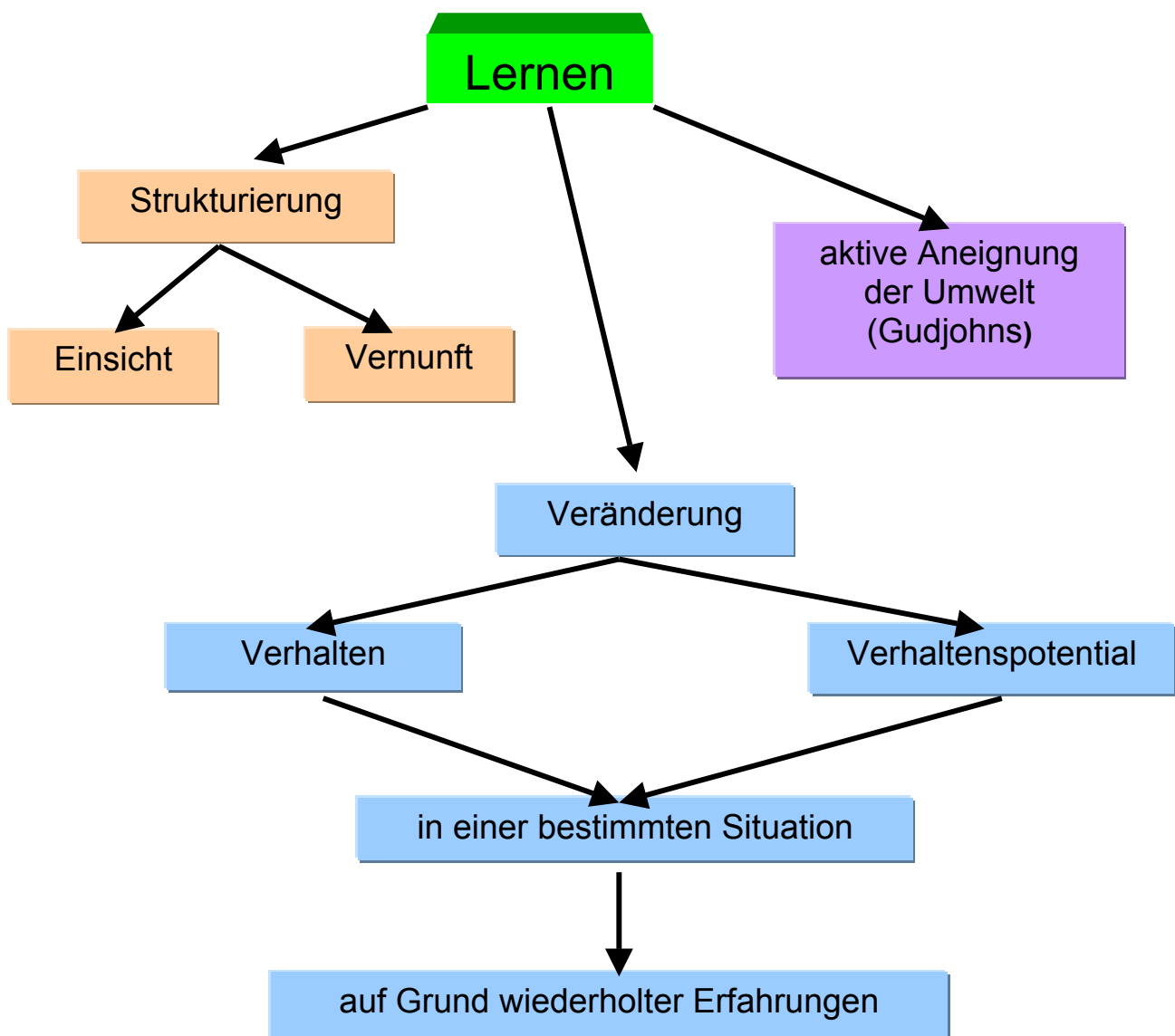
- *Modell- Lernen (Tradieren)*

- *Kognitives Lernen (Erkenntnis)*

- *Einsichtiges Verhalten*

Lernen

nach allgemeinem Verständnis das Aneignen von Kenntnissen und Fähigkeiten. Darüber hinaus, vor allem nach dem Verständnis der Psychologie, können auch Gefühle und Verhaltensweisen „erlernt“ werden. Der Prozess des Lernens ist Gegenstand verschiedener Wissenschaftszweige wie z. B. der psychologischen Lerntheorie, der Pädagogik und pädagogischen Psychologie sowie der Verhaltensforschung.



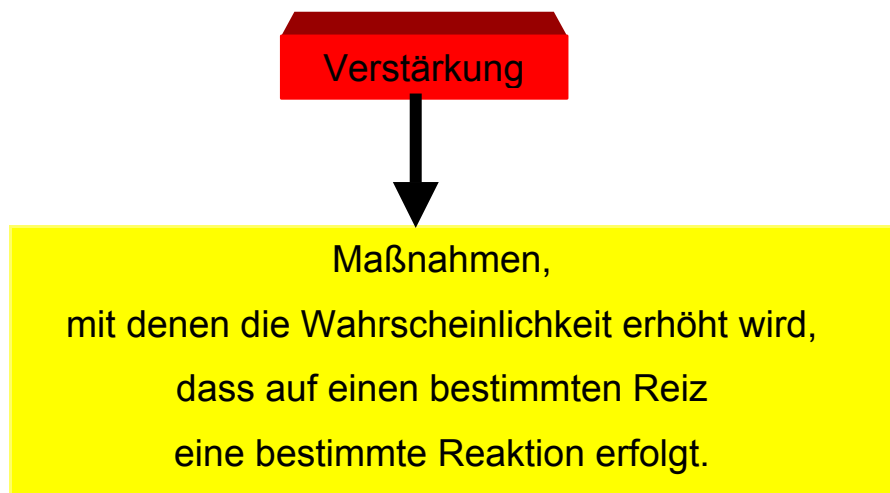
Lernen in der Psychologie

In der Psychologie zählt der Begriff des Lernens zu einem der wichtigsten Theoriegegenstände. Kennzeichnend für alles Lernen im psychologischen Sinn ist die auf der Grundlage des Erlernten zielgerichtete Modifikation des Verhaltens. Tiere lernen vorwiegend durch den Erwerb bedingter Reflexe und in aktiver Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten ihrer Umwelt, an die sie ihr Verhalten notwendig anpassen müssen. Beim menschlichen Lernen steht hingegen der zweite Aspekt im Vordergrund. In diesem Zusammenhang wurden eine Reihe von Experimenten an Menschen wie auch Tieren vorgenommen, in denen Lernerfolge messbar wurden.

Die früher dominierende Schule der Verhaltenstheorie war der Behaviorismus. Die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung sind John Broadus Watson und Burrhus Frederic Skinner. Nach Ansicht der Behavioristen wird das Verhalten eines Tieres durch Konditionierung geprägt, wobei man die *klassische* und die *operante Konditionierung* unterschied.

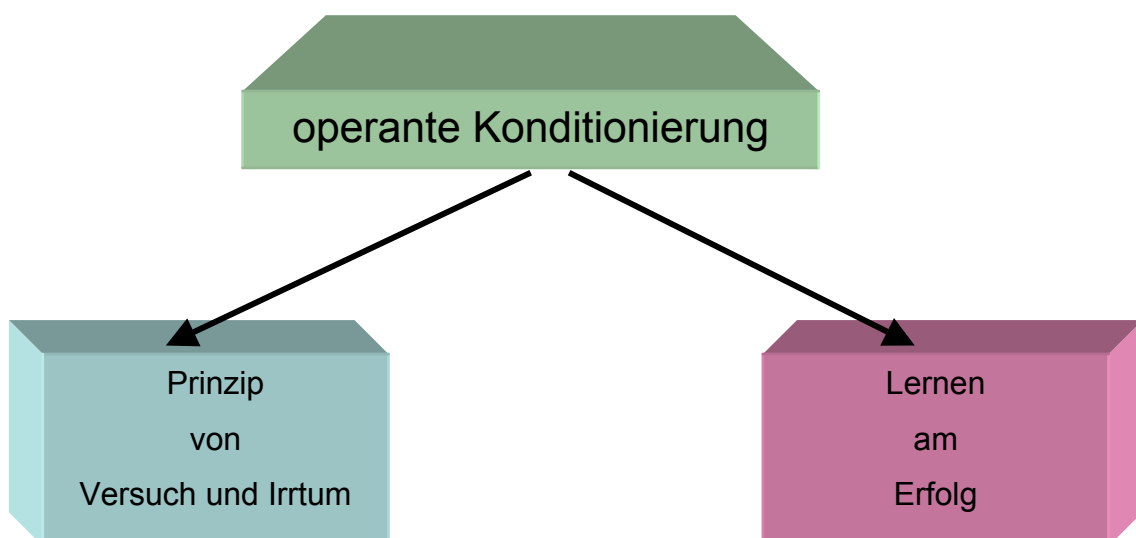
Im späten 19. Jahrhundert wurde der russische Physiologe Iwan Petrowitsch Pawlow auf das Phänomen der Konditionierung aufmerksam, als er das Verdauungssystem erforschte. Er fand heraus, dass Hunde beim Anblick von Nahrung automatisch anfangen, Speichel abzusondern. Jedes Mal, wenn Pawlow den Hunden Futter brachte, läutete er eine Glocke. Allmählich begannen die Hunde, diesen Reiz mit dem Futter zu assoziieren. Nach einiger Zeit konnte allein der Klang der Glocke die Speichelsekretion auslösen. Die Hunde hatten also gelernt, ein bestimmtes Zeichen mit Futter in Verbindung zu bringen. Dies ist ein Beispiel für *klassische Konditionierung*, die einen so genannten bedingten Reflex erzeugt. Behavioristen betrachten die Speichelsekretion als einfaches Reflexverhalten, vergleichbar mit dem Kniesehnenreflex.

Skinner erforschte an Tieren das *operante Konditionieren*, das heißt das Lernen in Abhängigkeit von der Verstärkung, die das Tier für sein Verhalten erhält.



Bei richtiger Anwendung kann die Verstärkung Verhalten erfolgreich verändern und Lernprozesse unterstützen. Beispielsweise wird in therapeutischen Zusammenhängen dann eine Belohnung, eine positive Verstärkung gegeben, wenn der Klient eine Aufgabe erfolgreich bewältigt hat. Ist das nicht der Fall, wird entweder keine Belohnung gegeben oder bestraft. Dies soll die Betroffenen veranlassen, sich erneut an der Bewältigung der Aufgabe zu versuchen.

Ein bestimmtes Verhaltensmuster wird dadurch herbeigeführt, dass auf Verhaltensweisen, die dem angestrebten Muster ähnlich sind oder ihm nahe kommen, wiederholt dieselben – positiven oder negativen – Konsequenzen folgen.



Eine Versuchsratte, die spontan einen Hebel drückt und dafür mit Futter belohnt wird, verbindet nach mehrmaliger Wiederholung ihr Handeln mit der Belohnung und führt die Bewegung nun nicht mehr zufällig aus, sondern gezielt, um Nahrung zu erhalten. Im Gegensatz zur klassischen Konditionierung lernt das Tier hier nicht passiv, sondern setzt aktiv eine bestimmte Bewegung ein. Vergleichbare Verhaltensweisen treten auch im Freiland auf, etwa wenn Tiere bei der Nahrungssuche etwas „ausprobieren“. Behavioristen glauben, dass bei diesem „Lernen am Erfolg“ eine beliebige Zahl von Reflexen und einfachen Reaktionen in komplexen Verhaltensketten miteinander verbunden werden kann. Nach der Theorie mancher Behavioristen müssen Tiere alle Verhaltensweisen lernen.

Wie bringe ich den Hund zum Lernen?

Lernen einer signalkontrollierten Verhaltensänderung

Auch dann, wenn er das NICHT will.

Ich füge
Unangenehmes zu,
damit er etwas nicht tut

Ich füge
Angenehmes hinzu, fürs
richtigmachen



Ich nehme
Unangenehmes weg,
weil er etwas tut

Ich nehme
Angenehmes weg, fürs
falschmachen

Das Verhalten des *Wolf* es ist auf zwei gegensätzlichen Komponenten aufgebaut. In seinem *Sozialverhalten* überwiegt eine *geschlossene*, stereotype, reizkonforme Reaktionsweise; innerartliche Signale lösen bei ihm *immer* eine typische Antwort aus, die weitgehend nicht durch Lernen modifiziert wird. Es ist die überlebenswichtige Grundlage für das reibungslose *Zusammenleben* im Rudel.

Dem entgegengesetzt ist sein *offenes Umweltverhalten*. Die dort auf ihn einwirkenden Signale muß er zu verstehen und umzusetzen lernen; sein instinktives Verhalten wird hier *verstandesmäßig* gelenkt. Dies ist die überlebenswichtige Grundlage seiner *Anpassungsfähigkeit*.

Beim Hund hat das Selektionsziel „*Erziehbarkeit*“ die zwei gegensätzlichen Komponenten *verschmolzen*. Er muß bereits im engen Sozialbereich *lernfähig* sein, seine Umweltreaktion wird dagegen stärker *signalgebunden*. Die stereotype Ausdrucksweise seiner „*Körpersprache*“ macht uns sein Verhalten verständlich; dank seiner Fähigkeit, körperliche Signale zu beachten, lernt er schnell, auch uns zu verstehen.

Seine Anpassungsfähigkeit an wechselnde Umweltverhältnisse ist seine genetisch bedingte *Lernfähigkeit*, die, zusammen mit seinem *Bindungsbedürfnisse* die überlebenswichtige Grundlage seiner *Daseinsberechtigung* als Haushund ist.

Auch wenn wir dem Hund Anweisungen in Worten geben, bleibt sein Verständnis an den *nicht- oder vorsprachlichen* Bereich gebunden. Unsere Worte, Gesten und Mimik haben für ihn Signalcharakter; nachdem wir ihm ihre Bedeutung beigebracht haben, verarbeitet er sie situationsgebunden emotional und rational .

Die „*Mitteilung*“ eines Hundes an den anderen ist eine Stimmungsübertragung und so in ihrer Wirkung räumlich und zeitlich begrenzt. Sie kann nur dann und nur solange wirken, wie die *direkte* Verbindung zwischen Sender und Empfänger besteht.

Niemals ergeht aber von einem Hund an einen anderen eine Weisung, etwas *außerhalb* ihres Kontaktbereiches Liegendes zu tun. Ist mit einer Aktion ein Ortswechsel verbunden (Jagd), folgen das oder die anderen dem die Aktion auslösenden Tier.

Das gleiche gilt für alle Anweisungen, die *wir* dem Hund geben. Wollen wir ihm beibringen, etwas außerhalb unseres Kontaktbereiches zu tun, muß dies zuvor mit ihm geübt werden, ist also nur in begrenztem Umfang möglich.

Es ist wichtig zu wissen, daß die Speicherung von Wissen bei Tier und Mensch in gleicher Weise durch Aktivierung bestimmter Nervenzellen und eine Erweiterung oder Veränderung der Schaltbahnen im Gehirn erfolgt. Die im Erbgedächtnis gespeicherten Inhalte selbst werden aber *nicht* verändert, jedoch die mehrfache Anwendung angeborener Bewegungskoordinationen durch Einspeicherung weiterer Gedächtnisinhalte, ermöglicht. Ob und wie schnell etwas gelernt, d. h. im Gedächtnis gespeichert wird, hängt von der Intensität des Reizes und der davon ausgelösten Emotion ab. Umgekehrt vermehrt oder vermindert aber auch die Motivation die zum Abrufen der Gedächtnisinhalte benötigte Konzentration.

Mißerfolg, Bestrafung und Mangel an Training vermindern also die Lernfähigkeit des Hundes, der sämtliche Anlagen, etwas zu lernen und lernen zu wollen, mitbekommen hat. Bereits sein Zusammensein mit den Menschen ist für ihn ein umfassender emotionaler *und* Lernprozess. Es ist daher überhaupt nicht möglich, einen Hund zu erziehen, ohne daß er zuvor die Bedeutung menschlicher Signale, wie eine zweite Sprache, gelernt hat. Die Motivation zu diesem Lernprozess liegt in *erster* Linie in seinem emotionalen Bindungsbedürfnis, das er auf den Menschen überträgt, dessen Lob und Zuwendung ihm wichtig sind und wird erst in *zweiter* Linie durch materielle Belohnungen (Leckerbissen) gefördert.

Die „Sprache“ des Hundes ist der Besitz eines begrenzten Vorrats an sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, die abgewandelt und verschieden verknüpft (assoziiert) werden können. Sender und Empfänger müssen sich verstehen (und antworten) können. Das setzt die zur Einordnung von Erfahrungen entsprechende Gehirnentwicklung voraus.

Obwohl man im Vergleich von Wölfen und Haushunden feststellte, daß der Dialog zwischen Haushunden weniger intensiv ist, blieb die Fähigkeit und Neigung des Hundes zur Kommunikation grundsätzlich unvermindert. Hunde verständigen sich untereinander völlig anders, als sie es mit dem Menschen tun. Aufgrund seiner scharfen Beobachtungsgabe hat der Hund, was er für eine Kommunikation mit uns wissen muß, im wahrsten Sinne des Wortes durch *Selbstdressur* gelernt und dabei eine Fülle neuer Ausdrucksformen hinzugewonnen.

Dabei spielt seine angeborene Fähigkeit der *Stimmungsübertragung* eine bedeutende Rolle. Von sich aus wird jeder Hund auf seine Weise mit aller Kraft versuchen, uns seine Empfindungen (Befürchtungen, Ärger, Angst, Liebesbedürfnis) mitzuteilen. Eine seiner Möglichkeiten ist die *vokale* Mitteilung; als weiteres Verständigungsmittel dient dem Hund seine *Gebärdensprache*. Während seine Artge-

nossen bereits geringste Gesten und Gestaltsveränderungen bei ihm richtig zu deuten verstehen, richtet sich der Hund darauf ein, daß wir in dieser Hinsicht ziemlich dumm sind und führt seine Demonstrationen mit entsprechender Übersteigerung und besonderem Nachdruck durch. Diese Fähigkeit wird bei Hunden, die bei Gehörlosen oder Behinderten eingesetzt werden, besonders gefördert.

Beim *Training* für bestimmte Aufgaben muß man daher berücksichtigen, daß der Hund (anders als bei seiner „Selbstdressur“, durch die er uns ergründen will) *motiviert* werden muß, etwas Bestimmtes zu tun. Daher muß jedes Training in kleinen Schritten aufgebaut werden und mit einer für den Hund leicht zu bewältigenden Aufgabe beginnen. Um ein Beispiel zu nennen: Soll ein Hund lernen, über einen schmalen Balken zu laufen, würde er dies freiwillig nicht tun. Auch mit Belohnungen können Sie ihn zu einem solchen Balanceakt nicht bewegen. Wohl aber, wenn Sie ihn zunächst daran gewöhnen, über ein sehr breites Brett zu gehen und nachfolgend die Übungen mit immer schmaler werdenden Stegen fortsetzen und ihn jedesmal loben oder belohnen.

Bei allen Aufgaben, die der Hund ohne Ihre direkte Einwirkung tun soll (Fährten, Revieren, Suchen, Apportieren) muß er diesen Vorgang zunächst unter ihrer direkten Einwirkung oder durch Futter belohnt tun; nach und nach kann dann die Distanz vergrößert werden, weil die Aufgabe durch das Training die Natur eines *Reflexes* bekommen hat und nun auf Stichwort oder Stimulation „automatisch“ abläuft.

Die wichtige Grundausbildung zum „Gehorsam“ ist eigentlich etwas sehr Einfaches. Der Hund lernt dabei nichts Neues, sondern nur die Dinge, die er sowieso tut, auf unseren „Befehl“ hin zu tun oder zu lassen. Genau genommen bedeutet dies, daß er in seiner Gemeinschaft mit uns genau so blindlings reagiert, wie der Wolf innerhalb des Rudels. Erziehen enthält also zwei Komponenten: Der Hund lernt anstelle hundlicher nun menschliche Signale und wird dabei gleichzeitig emotional sehr stark an uns gebunden.

Das einzig wirklich Neue für ihn ist, daß er einen eigenen *Namen* bekommt, an den man ihn ziemlich schnell mit Futter und kleinen Belohnungen gewöhnen kann. Für den Hund muß aber damit *immer* etwas für ihn Angenehmes verbunden sein, so daß er sofort gelaufen kommt, wenn sein Name ertönt.

Als zweites soll der Hund „stubenrein“ werden. Nicht nur dabei deckt sich seine Lerngeschwindigkeit mit der Intelligenz und der Ausdauer seines Herrn, der hoffentlich vorher schon einmal nachgelesen hat, wie er das Erziehen bewerkstelligen

soll. Ansonsten lernen Herr *und* Hund am praktischen Beispiel, was immer etwas länger dauert.

Drittens lernt der Hund, was er sowieso schon kann, nämlich sich setzen, stellen, legen, kommen, bleiben oder sich fortbewegen, jetzt allerdings nicht nach eigener Lust und Laune, sondern auf unsere Anweisung hin. Da er die Bewegungen selbst schon beherrscht, müssen wir ihm am praktischen Fall das dazugehörige Wort beibringen.

Zwei Wege führen zum sicheren *Mißerfolg*:

Der eine ist, wenn Sie unregelmäßig nur hin und wieder ein bißchen mit Ihrem Hund herumexperimentieren und sofort keine Lust mehr haben, wenn der Hund nicht gleich wie ein Soldat exerziert.

Der andere ist, wenn Sie meinen, stundenlange Übungen und sehr viel Strenge wären das einzig Wahre.

Die Konzentrationsfähigkeit, besonders des jungen Hundes, ist begrenzt; sein Erinnerungsvermögen an unangenehme Erlebnisse hingegen ist nahezu unbegrenzt. Stundenlanges Exerzieren und womöglich Bestrafung für Fehler, haften nicht nur in seinem Gedächtnis, sondern sind noch dazu mit Ihrer Person verknüpft.

Am besten ist es, man besorgt sich, lange *bevor* man den Hund bekommt, eines oder besser mehrere Bücher über seine Erziehung. Sie reichen von strenger Dressurarbeit bis zu tierpsychologischer Hinführung. Der nächste Schritt ist zu *überhören*, was Ihnen liebe Mitmenschen alles mitzuteilen haben. Wenn Sie Ihren Hund heute nach X, morgen nach Y und übermorgen wieder anders erziehen, machen Sie sich und den Hund verrückt.

**Die geistigen
Fähigkeiten
des Hundes
entsprechen etwa
dem eines
Kleinkindes**

**Abstraktionsvermögen mo-
ralisches Denken
und
schöpferischer Geist blei-
ben allein
dem Menschen
vorbehalten.**

**Lernfähigkeit
läßt sich
vervollkommen**

***Je mehr man sich mit
dem Hund
beschäftigt,
desto mehr lernt er***

**Was der Hund
aufnimmt,
ist das Wort
und
der Tonfall
in dem es gesprochen
wird.**

***Zum Lernen gehört
auch beim Hund,
daß er sich
konzentriert.***

**Der Hund kann
Worte
bestimmten
Verhaltensweisen
zuordnen,
die Bedeutung von
Sätzen entgeht ihm
jedoch.**